



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sie schwieg, denn Schimi hatte sich eine Leinwand zurechtgestellt, zunächst zu einer Skizze für den Kopf allein. Den Haarnoten hatte sie aufgelöst und die Mähne vornübergeworfen wie das Weib auf seinem Entwurf, der die Haare niederhingen in die Gruft, über der sie lag. Schimi zeichnete, und dabei vergaß er sich und das Mädchen und den Eindruck, den er gewohnt war, auf junge Geschöpfe zu machen. Nur die Augen lebten an ihm und die Hand, und beide tasteten und spähnten, diese Form nachzubilden, die fein und energisch einen ganzen Menschen und einen ganzen Künstler verlangte, um ihr gerecht zu werden. Und er zeichnete gut; keiner in München behandelte die Kohle so, mit dieser Weichheit, mit diesem Eingehen. Keins von seinen Pußtaliefern malte so luftleicht, so haarfein die Blumen seiner Ebne, wie er diese kaum merkliche Öffnung zwischen den Lippen, dieses kleine Lichthöfchen, das unter der Locke hinging, da wo sie die Stirn berührte, diese leise Seitwärtsneigung des Kopfes, nicht stärker, als sie ein Enzian macht beim Sonnenuntergang, wenn die Sonnenstrahlen nach Westen gehen und die Blumen streifen.

So arbeiteten sie mehr als zwei Stunden, mit kleinen Pausen, in denen sie schweigend ruhten. Darüber war es Mittag geworden, und dem Schimi sanken die Hände herunter. Er trat zurück: Da haben Herr Sanko ein kleines Meisterwerk gemacht, sagte er leise. Nach Franzı schaute er sich erst wieder um, als sie ihm die Hand zum Lebewohl hinreichte. Er sagte kein Wort, aber seine Augen redeten eine leidenschaftliche Sprache des Dankes und der Bewunderung.

Sie fühlte sich ein wenig schwindlig von der Anstrengung. Ohne auf den Weg zu achten, war sie an der Akademiestraße vorbeigelaufen und stand vor der Ludwigskirche. Sie stieg die Stufen hinauf, und drinnen in dem halbdunkeln Raum, mit dem Blick auf den schimmernden Hochaltar, kniete sie hin. Sie hatte für etwas zu danken, was wars doch? Daß das Kind nicht ertrunken war im Teich? Daß ihr Wille geschehen und dem Schimi durch sie was geglückt war? Daß ihr selber die Lippen so warm und geweiht waren, weil sie der Schimi geküßt hatte, ehe sie ging? Franzı, es hing noch an dir! Sie war zur rechten Zeit gekommen und dankte dem Himmel dafür.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Bauernbrief. In Nr. 49 des vorigen Jahrgangs war nach einem Hamburger Blatte über große Bauernhochzeiten berichtet und daran die Bemerkung geknüpft worden, daß es, solchem Aufwande nach zu urteilen, doch nicht allgemein so schlimm um unsern Bauernstand stehen könne, wie die Agrarier behaupten. Darauf hat ein hannoverscher Oberamtmann in einem Briefe an die Redaktion geantwortet, dessen Hauptgedanken wir mitteilen wollen, weil sie zu einer nicht ganz unnützen Wiederholung Anlaß geben.

„Zunächst sei erwähnt, daß seit unvordenklichen Zeiten die Höfe unten im Lande, also im Hamburgischen, im Bremischen und an der Küste nach dem Höfe-recht vererben, d. h. daß der Auerbe den ungeteilten Hof [unverschuldet] bekommt, die andern Erben wenig oder gar nichts kriegen und meistens als Knechte oder Mägde auf dem Hofe bleiben. Die Folge davon ist, daß sich der dortige Bauern-stand zu hohem Reichtum entwickelt hat u. s. w.“ Nun, das sagen wir ja bei jeder Gelegenheit: durch das niedersächsische oder englische Erbrecht wäre der Teil der landwirtschaftlichen Not, der in der Verkleinerung oder Verschuldung der Güter besteht, vermieden worden. Nur fügen wir, so oft die Erhebung dieses örtlichen Gewohnheitsrechts zu einem allgemeinen Zwangsrecht gefordert wird, hinzu, daß es des Zwanges, solange er durchführbar wäre, nicht bedarf, während er in dem Grade, als das Bedürfnis darnach hervortritt, immer undurchführbarer wird. So lange noch entweder heimisches Rodeland oder Kolonialland vorhanden ist, wo sich die überschüssigen Kinder ansiedeln können, oder die städtischen Gewerbe noch nach Zufluß vom Lande verlangen, bleiben die Höfe ganz von selber angeteilt und unverschuldet, und es bildet sich eben jenes Gewohnheitsrecht. Sobald aber jene Abfluß-kanäle verstopft sind, bleibt nichts übrig als entweder Teilung oder Verschuldung der Güter, denn den ganzen Überschuß jahrhundertlang im bäuerlichen Gesinde unterzubringen, wäre doch nur bei großer Unfruchtbarkeit der Bevölkerung möglich. Sene niedersächsischen Bauern haben am Auerbenrecht in einer Zeit, wo es im großen und ganzen nicht mehr durchführbar ist, nur darum bis jetzt festhalten können, weil es in dem größten Teile Deutschlands aufgegeben worden ist. Wie sähe es bei uns aus, wenn wir statt der vier bis fünf Millionen kleiner und teil-weise verschuldeter Grundbesitzer nur 500 000 unverschuldete Rittergutsbesitzer und Großbauern hätten, und die übrigen alle Proletarier wären!

„Zweitens: die heutige Notlage trifft den dortigen Bauer ja gar nicht, denn nach Lage und Beschaffenheit seines Hofes ist er meist auf Viehzucht und Vieh-mast angewiesen, die augenblicklich bei hohen Fleischpreisen und hohen Zuchtvieh-preisen sehr rentabel ist; wozu noch kommt, daß eine solche Wirtschaft wenig Be-triebskapital erfordert.“ Das stimmt! Aber wenn hinzugefügt wird, diese glück-lichen Wirtschaften verschwinden unter den weit zahlreichern von der heutigen un-günstigen Konjunktur betroffenen „wie ein Tropfen im Meer,“ so ist zu entgegnen, daß man schon einen ziemlich großen Tropfen Tinte nehmen müßte, um die vor-zugsweise Viehwirtschaft treibenden Landschaften Deutschlands auf der Landkarte damit zu bedecken. Es gehören außer der Nordseeküste, den Weser- und Elb-niederungen noch Teile von Ost- und Westpreußen dazu, außerdem die Gebirgs- und Waldbandschaften Mittel- und Oberdeutschlands. Ferner ein paar Millionen Kleinbauern, die mehr Getreide verzehren, als sie bauen, und wenn sie ein paar Sack verkaufen, dafür Brot kaufen müssen. Den hauptsächlichsten Ertrag liefert diesem größten Teile der ländlichen Besitzer, soweit sie sich nicht auf den Anbau von Wein und Handelsgewächsen verlegen, die Milchwirtschaft.

Der Verfasser wundert sich darüber, „daß eine Zeitschrift, wie die Grenz-boten, einem Blatte“ etwas so wenig „stichhaltiges“ entnimmt. Aber warum sollten wir nicht? Die großen Bauernhochzeiten halten den Stich schon aus. Gewiß nehmen wir es dem Bauer nicht übel, freuen uns vielmehr darüber, wenn er nach altväterischer Sitte seinen Wohlstand und sein gutes Herz dadurch zeigt, daß er bei den Hochzeiten seiner Kinder ein paar hundert Leute reichlich bewirtet, aber die Freiheit müssen wir andern Hand- und Kopfarbeiter uns schon nehmen, ab und zu einmal zu sagen: wenn die Landwirte, bei denen noch so ein gediegener

Wohlstand vorkommt (auch fern von Hamburg werden große Bauernhochzeiten gefeiert), das Reich mit Klagen über ihre „Not“ erfüllen dürfen, dann wird es auch uns erlaubt sein, unsre Beschwerden vorzubringen, namentlich denen, deren Jahreseinnahme die Kosten einer solchen Bauernhochzeit noch nicht halb decken würde, und die machen in Preußen sieben Zehntel der Bevölkerung aus.

Wir wissen nicht, welchem Blatte der Einsender jener Notiz sie entnommen hat; vielleicht war es ein Arbeiterblatt; wenigstens läßt der Brieffschreiber bei der Gelegenheit die Hamburger Arbeiter unwirsch an. Er schreibt, eine solche Hochzeitsfeier sei das einzige Vergnügen, wofür der Bauer Geld ausgabe; sonst führe er „ein Leben von solcher Sparsamkeit, daß es der Hamburger Cigarrenarbeiter für menschenunwürdig halten würde.“ Und am Schluß: „Immerhin würden die [heute noch wohlhabenden] Landwirte, wenn sie so viel vergnügte Ausflüge und blaue Montage feierten wie die Cigarrenarbeiter, schon seit Jahrzehnten in der heutigen Notlage sein.“ Der naive Bauer hat, oder hatte wenigstens früher, von den Städtern die Meinung, daß sie Hungerleider seien (und deshalb stopfte er sie, wenn sie zu ihm zum Besuch kamen), und daß sie Müßiggänger seien, das legte darum, weil sie spazieren gehen. Die erste dieser beiden Vorstellungen scheint man aufgegeben, die zweite festgehalten und mit dem Gegenteil von der ersten verbunden zu haben. Die Herren auf dem Lande vergessen, daß sie alle Tage spazieren gehen, und daß ihr nützlicher und anstrengender Spaziergang hinter dem Pfluge, oder beim Säen oder Mähen, keineswegs weniger unterhaltend und erfrischend ist als der unnütze des Städters, der bloß den Zweck hat, die vom Eigen steifen Glieder wieder ein wenig geschmeidig zu machen, einem Magenleiden vorzubeugen, dem Auge statt der Tintenflecke oder grauen Lumpen oder schwärzlichen Arbeitsmaterialien wieder einmal grüne Wiesen und blühende Bäume, der Nase statt hüllischer Gestänke und rußigen Qualms reine würzige Luft zu bieten, und daß dem Großstädter keine andre „Natur“ zur Verfügung steht als ein Biergarten. Sie vergessen, daß ihr Leben in einer bequemen, frei liegenden Wohnung, in einer abwechslungsreichen Tätigkeit an durchaus erfreulichen Gegenständen einen beglückenden Inhalt hat und ihr Gemüt daher der sogenannten „Vergnügungen“ gar nicht bedarf, während die Wohnung und die Beschäftigung des städtischen Fabrikarbeiters oder Aktenschreibers so unerfreulich sind, daß er dieser sogenannten Vergnügungen, die ja oft recht unverständlich sein mögen, bedarf, um das Leben erträglich zu finden. Daß der Bauer im allgemeinen wirtschaftlicher ist als der Proletarier, kann freilich nicht geleugnet werden; das beruht auf einem psychologischen Gesetz, wonach sich die wirtschaftlichen Tugenden in dem Maße einstellen, als das Dasein sicherer wird und die Sparsamkeit Erfolg verspricht. Darum wünschen wir ja auch, daß der Bauern mehr und der Cigarrenarbeiter weniger werden möchten im Vaterlande. Aber dazu gehört mehr Land; Bauerngüter kann man weder aus Lumpen noch aus Tabakblättern zuschneiden.

Die klassische Philologie an den Universitäten. An die Thür der akademischen Vertreter der Altertumswissenschaft klopft die Not. Ein erschreckender Rückgang des klassisch-philologischen Studiums ist der sichtbarste Erfolg der Schulreform: die Furcht vor neuen Änderungen, die die Laufbahn der schon jetzt nicht auf Rosen gebetteten klassischen Philologen noch ungünstiger gestalten könnten, schreckt die jungen Leute ab, und wenn sich wirklich ein Abiturient aus unpraktischem Idealismus oder Unkenntnis der Verhältnisse diesem Fache widmen will, so beweisen ihm agitatorisch angelegte Gymnasiallehrer mit Zahlen und Tabellen

das Selbstmörderische seines Vorhabens und bewirken, daß er sich der gewinnbringendern modernen Philologie oder einem andern Fache zuwendet. So kommt es, daß sich Professoren, die in den letzten Jahren vor mehr als hundert Zuhörern gelesen haben, jetzt Auditorien gegenübersehen, so leer, daß man sich schämt, Zahlen zu nennen. Wer ein Herz für die humanistische Bildung hat, dem muß es jetzt klar werden, daß es zu retten gilt, was noch zu retten ist. Die akademischen Lehrer aber werden sich ernsthaft die Frage vorzulegen haben, ob der bisherige Betrieb der klassischen Philologie auf den Universitäten dazu angethan sei, diesem Zwecke zu dienen. Daß vornehmes Ignoriren der jüngsten Ereignisse nicht länger am Plage ist, wird wohl kaum einer von ihnen in Abrede stellen.

Unsre Gymnasiallehrer, die am eignen Fleische Erfahrungen gemacht haben, werden die Frage, ob sie ihre akademische Vorbildung für genügend halten, im allgemeinen mit Nein beantworten. Sie werden klagen, daß sie zu sehr mit Einzelheiten überlastet worden sind und dabei den viel wichtigeren Überblick über das Ganze nicht gewonnen haben, daß sie durch den Besuch vielstündiger Vorlesungen und durch die Arbeiten für das Seminar viel kostbare Zeit verloren haben, die sie für Privatarbeit, vor allem für das Lesen der alten Schriftsteller, weit besser hätten verwenden können. Wenn die Stimmung der Lehrerkollegien gegen die Universitäten nicht selten etwas gereizt ist, so trägt dazu nicht wenig das Bewußtsein der Einzelnen bei, aus den Hörsälen nicht das mit in ihren Beruf gebracht zu haben, was sie erwarten und verlangen durften. Das sind schwere Vorwürfe, die zum Glück nicht ausnahmslos zutreffen, die aber gegen den durchschnittlichen Betrieb mit vollem Rechte erhoben werden können. Um so mehr, als Abhilfe nicht schwer ist; Abhilfe nicht durch Reformen mit Enqueten, Kommissionen und papiernen Reglements, sondern durch freiwilligen Entschluß der akademischen Lehrer, wie ihn ja auch einzelne schon gefaßt haben.

Auf doppelte Weise wird seit F. A. Wolf die klassische Philologie an unsern Hochschulen gelehrt: in Vorlesungen und in Seminaren. Nur wer beide zu halten das Recht hat, d. h. im allgemeinen der Ordinarius, kann als vollgiltiger Lehrer betrachtet werden; nur von seiner Thätigkeit kann man ausgehen, wenn man sich von dem Betriebe der Altertumswissenschaft ein Bild verschaffen will. Wenn man nun die Vorlesungsverzeichnisse durchblättert, so wird man finden, daß die Ordinarien meist zwei Stunden Seminar und doppelt so viel oder noch mehr Stunden Privatvorlesungen ankündigen; mit Übungen außerhalb des Seminars geben sich nur wenige ab, die überlassen sie den Extraordinarien und den Privatdozenten. Dieses Überwiegen der theoretischen Vorlesungen über die praktischen ist nicht zu billigen. Ohne Zweifel giebt es akademische Lehrer, die imstande sind, auch ein vier- und fünfständiges Privatkolleg so anregend zu gestalten, daß ein nur halbwegs befähigter Hörer aus jeder Stunde etwas mit hinwegnimmt; aber es heißt doch wohl nicht aus der Schule geplaudert, wenn man es ausspricht, daß diese Lehrer in der Minderzahl sind. Jeder Student weiß, wie viel lange Weile und verlorne Zeit sich hinter den meisten größern Privatvorlesungen verbirgt; in einer frischen Broschüre „Kollegbesuchen und Schwänzen“ hat das unlängst ein Student offen ausgesprochen. Wenn der Professor etwa an Stelle einer vierständigen Vorlesung über Horaz, in der er nach einer langatmigen Einleitung einige wenige Gedichte vom Katheder herunter erklärt, zwei Stunden mit seinen Zuhörern zusammen läse und sie anleitete, sich selbstthätig an der Hand der trefflichen Ausgaben, die wir haben, über das für das Verständnis Wesentliche zu unterrichten und gelegentlich darüber Rechenschaft abzulegen, so würde damit viel mehr erreicht

werden. Jetzt hört der Student, wenn er überhaupt erscheint, im besten Falle aufmerksam zu, zu Hause angelangt, wirft er seinen Horaz in die Ecke, weil er von dem übermäßigen Kollegienbesuch ermüdet ist oder weil es ihm an der Anregung zu fruchtbringender selbständiger Arbeit fehlt. Eine große Gefahr liegt für den Anfänger — und mancher kommt ja über den Anfänger nie hinaus — in dem Fehlen eines festen Studienplanes: wie leicht kann der Lehrer derartige Übungen dazu benutzen, den Schwankenden durch einen Wink in die rechten Bahnen zu lenken! Auch um die systematischen Vorlesungen steht es vielfach nicht besser. Infolge der übermäßigen Betonung nebensächlichen Ballastes kommen sie meist nicht über die Mitte hinaus, während es doch genügen würde, unter ständiger Verweisung auf ein leidliches Handbuch die Hauptpunkte herauszuheben. An die drei- oder vierstündige Vorlesung müßte sich ein einstündiges Kollegium anschließen, worin der Professor einzelne Probleme bespräche und sich zugleich, ohne zum Repetitor zu werden, überzeugte, ob seine Hörer den mitgeteilten Stoff auch verarbeitet haben. Das ginge natürlich nicht an bei übervollen Auditorien; aber jetzt, wo schon zwanzig Hörer eine Seltenheit sind, geht es sehr gut. Ein wenig pädagogisches Geschick gehört freilich dazu; aber muß das nicht haben, wer ständig mit zukünftigen Pädagogen zu thun hat? Dünkt sich der Professor für ein solches Herabsteigen von seinem Himmel zu erhaben, so kann er sich ja mit einem Privatdozenten in Verbindung setzen, der ihm diese Arbeit gewiß gern abnehmen wird. Ein derartiges Zusammenwirken ist in andern Fächern durchaus nichts seltenes.

Aber, wird man einwenden, bietet denn das Seminar nicht genug Gelegenheit zur persönlichen Einwirkung des Lehrers? Ersetzt es nicht vollkommen die eben vorgeschlagene Art der Übungen? Solange es in der jetzt üblichen Weise gehandhabt wird — nein. Die Thätigkeit der Seminarmitglieder ist wohl überall eine dreifache: sie übernehmen abwechselnd die Erklärung eines Schriftstellers, sie liefern in jedem Semester eine Arbeit ab und sie rezensieren eine fremde Arbeit. Hier ist ohne Zweifel unentbehrlich die sorgfältig auf das Einzelne achtende Erklärung: sie muß der Philologe vollständig beherrschen. Aber es ist sehr bedenklich, wenn über dieser Versenkung ins Kleine der Blick auf das Große verloren geht; und gerade das ist jetzt häufig der Fall. Denn damit, daß etwa ein Mitglied des Seminars eine ein- oder mehrstündige Einleitung zu dem betreffenden Autor giebt, ist doch wahrlich den andern nicht geholfen, die unterdessen ruhig schlafen können. Vielmehr muß jeder genötigt werden, in die mannichfachen Fragen einzudringen, die sich an die meisten alten Schriftsteller knüpfen, und vor allem, den betreffenden Autor ganz durchzulesen (was ebenso selbstverständlich wie selten ist). Das kann entweder geschehen, indem die Mitglieder referierende Vorträge über solche Fragen halten, oder indem sie sie in schriftlichen Arbeiten behandeln. Das läßt sich recht gut einführen, denn es ist hier und da schon eingeführt. Daß aus den jetzt üblichen, meist kritischen Arbeiten großer Nutzen erwachse, wird man nicht behaupten können; wenn sich der Student einige Tage vor Abgabe der Arbeit mit einem von Bährens oder L. Müller herausgegebenen Autor in sein Kämmerchen einschließt und auf die Konjekturenjagd geht, um nach etlichen Stunden mit rotem Kopf und einem halben Dugend Treibhauseinfällen wieder ans Tageslicht zu kommen, so mag daran seine Freude haben, wer da will: herauskommen kann dabei wenig oder gar nichts. Besonders arg ist, daß mit der Besprechung solcher Erzeugnisse die an sich schon knappe Zeit noch mehr verkürzt wird. Einzelne begabte Leute werden immer eine Ausnahme machen: der Durchschnitt ist für eigne kritische Arbeit entschieden unreif, und es kann nichts verkehrteres geben, als einem An-

fänger zu raten: „Lesen Sie Aeschylus Perser und machen Sie Konjekturen!“ Diese Übelstände werden sich in den nächsten Jahren noch deutlicher herausstellen: Leute, die durch die neuesten Lehrpläne jeder geistigen Anstrengung entwöhnt sind und bei denen man zweifeln kann, ob sie vom Deutschen, Lateinischen oder Griechischen am wenigsten verstehen, sind ein ganz ungeeigneter Boden für die Züchtung des *Bacillus criticus*.

Und damit komme ich zum letzten Punkt. Schon jetzt ist die Forderung unabweislich, sich nicht mit den Prädikaten der Abiturientenzeugnisse zu begnügen, sondern selbst darauf zu sehen, daß der Student der klassischen Philologie über die wichtigste Grundlage gebietet, d. h. über eine genügende Kenntnis der alten Sprachen. Übungen im Gebrauche der griechischen und lateinischen Sprache sollten an jeder Universität abgehalten werden; der Anfänger würde gezwungen werden, sich an ihnen zu beteiligen, indem etwa die Aufnahme ins Seminar von dem vorherigen Besuch dieser Übungen abhängig gemacht würde. Wer nicht imstande ist, jeden nicht allzu schweren antiken Text mit einer gewissen Geläufigkeit zu lesen, der taugt nicht zum Lehrer der alten Sprachen.



Litteratur

Christian Donalitis Litauische Dichtungen. Übersetzt und erläutert von L. Passarge.
Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1894

Seitdem die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft die aufschlußreiche Bedeutung des Litauischen im Kreise der europäischen Sprachenfamilien nachgewiesen hat, ist auch der vortreffliche Nationaldichter in dieser altertümlichen Natursprache, der evangelische Pfarrer Christian Donalitis (Donalitis) aus dem vorigen Jahrhundert, immer wieder Gegenstand des gelehrten und poetischen Interesses gewesen. August Schleicher und der um das Litauische verdiente Pfarrer Kesselmann haben Ausgaben von ihm veranstaltet, Kesselmann auch eine Übersetzung, die zum Teil der Herausgeber des Donalitis zu Anfang dieses Jahrhunderts, L. J. Rhesa in Königsberg, versuchte. Beide Übersetzungen sind dem Originaltext gegenübergestellte Wortübertragungen.

Passarge will eine künstlerische Übersetzung geben. Inwieweit ihm dies in Bezug auf das Original gelungen ist, vermögen wir nicht zu beurteilen. Vielleicht sind die litauischen Hexameter des wackern Pastors, der in einer völlig rohen Sprache noch zur Zeit der allgemeinen französischen Verpönnung des Hexameters (vor Klopstock!) auf eigne Hand sich dieser antiken Versart in seiner Volksmundart bediente, nach der metrischen und syntaktischen Seite nicht immer ganz einwandfrei. Diese und jene Wendung macht uns nicht ganz den derben, urwüchsigen Eindruck, der von dem Original gerührt wird, und der auch in dieser Übersetzung im ganzen richtig wiedergegeben scheint. Aber es sind prächtige Genrebilder, mit einer erstaunlichen Freiheit und sprechender Naturtreue vorgetragen, sowohl die sechs Fabeln (aus dem Rhesaschen litauischen Aesop) wie das große idyllische Gedicht „Die Jahreszeiten“ mit der dazu gehörigen Skizze „Der Schulze Fritz erzählt von einer litauischen Hochzeit.“ Der